

Organisiertes Engagement: Das Innenleben studentischer Vereinigungen

Daniel Meyer

1 Einleitung

Ob im Hörsaal, in der Bibliothek oder auf dem Weg zur Mensa: Studierende sind an Hochschulen allgegenwärtig. Als größte Gruppe auf dem Campus bestimmen sie unser Bild vom universitären Leben. Wir sehen sie über die Flure eilen, vor ihren Laptops sitzen und in Kleingruppen zusammenstehen. Typischerweise nehmen wir sie dabei als Fachstudierende wahr, die einen der rund 20.000 Studiengänge durchlaufen und dafür von einer Vorlesung zur nächsten hetzen, über ihren Lehrbüchern brüten oder mit ihren Kommiliton:innen für die anstehenden Prüfungen lernen. Dass sie in Wirklichkeit gar nicht zum Hörsaal, sondern zum Fachschaftsraum hasten, womöglich das bevorstehende Burschenschaftsfest planen oder noch an ihrem Beitrag für die Studierendenzzeitung feilen, kommt uns hingegen selten in den Sinn.

Dabei hat die Hochschulsozialisationsforschung schon früh herausgearbeitet, dass sich die Studierenerfahrung nicht in den curricularen Abläufen eines Fachstudiums erschöpft, sondern sich auch auf extracurriculare Aktivitäten erstreckt (vgl. Stevens et al. 2008; Kaufman/Feldman 2004; Pfaff-Czarnecka 2017).¹ Diese Literatur beschreibt Hochschulen nicht nur als Lernräume, sondern auch als Lebensräume – als »Brutstätten« und als »Soziotope« –, und erinnert daran, dass Studierende in ein Geflecht sozialer und kultureller Bezüge eingebettet sind und sich als Heranwachsende noch inmitten ihrer Identitätsentwicklung befinden. In diesem Lichte erscheint der Hochschulcampus als ein Ort der Ermöglichung, der Kreativität und der Vergemeinschaftung.

1 Ein frühes Beispiel ist Willard Wallers (1937) Untersuchung zur Datingkultur an amerikanischen Colleges. Ein Überblick über die ethnografische Studierendenforschung findet sich auch in der Einleitung des vorliegenden Bandes.

tung: Hier können Studierende wahlweise im Hochschulchor singen oder im Verbindungshaus debattieren, auf Firmenkontaktmessen mit Unternehmen oder in Gebetskreisen mit Gott ins Gespräch kommen, hier können sie durchzechte Nächte erleben oder nächtliche Marathonsitzungen im Studierendenparlament. Ganz gleich, was sie auf dem Campus tun, ob sie Flyer verteilen, Protestbanner aufhängen oder Bierkästen anschleppen – eines haben sie alle gemeinsam: Sie engagieren sich im Rahmen einer der unzähligen Studierendenorganisationen.

Welche Bedeutung diesen Organisationen zukommt, zeigt ein Blick in die amerikanische College-Ethnografie. Studentische Vereinigungen spielen in den USA eine wichtige Rolle. Indem sie die organisationalen Leitplanken vorgeben, lotsen sie Studierende auf spezifische Wege durch das College: Manche Studierende nehmen den *party pathway*, der sie durch das *Greek life* der Sororities und Fraternities führt (Armstrong/Hamilton 2013; Vander Ven 2011), andere lassen sich im Rahmen von konservativen oder progressiven Hochschulgruppen politisieren (Binder/Wood 2013; Binder/Kidder 2022), und wieder andere durchlaufen den Karriereweg in unternehmensnahen Vereinigungen (Rivera 2015; Orta 2019). Wo Bildungstitel inflationär werden und selbst die Exzellenz einer Universität oder das Prestige eines Faches nicht mehr zur Distinktion ausreichen, gewinnen extracurriculare Aktivitäten an Bedeutung. Vor diesem Hintergrund sind Vereine auch Orte, in denen sich soziale Ungleichheiten reproduzieren: Während privilegierte Studierende ihr freiwilliges Engagement dazu nutzen, um wertvolle Kontakte zu knüpfen, müssen sich andere Studierende womöglich verschulden, um überhaupt erst an den Aktivitäten teilnehmen zu können oder werden aufgrund ihres Geschlechts oder ihrer Herkunft schon vorab vom Vereinsleben ausgeschlossen (vgl. Stuber 2011; Armstrong/Hamilton 2013; Lee 2016; Silver 2020).

Während im Rahmen von amerikanischen Ethnografien studentische Vereinigungen – neben den Fraternities und Sororities auch die Clubs und Societies – eine mitunter prominente Rolle einnehmen, liegen für den deutschsprachigen Raum keine gesonderten Ethnografien über das Vereinsleben vor. Hierzulande wird die Studienerfahrung zumeist in Verbindung mit Lern- oder Fachkulturen gedacht (vgl. Scharlau/Huber 2019), sodass extracurriculare Räume nur vereinzelt in Ethnografien aufscheinen (z. B. Friebertshäuser 1992; Gothe/Pfadenhauer 2010; Richter/Friebertshäuser 2019). Insofern Studierendeninitiativen überhaupt thematisiert werden, geschieht dies zumeist im Rahmen der Literatur zum bürgerschaftlichen respektive studentischen

Engagement (vgl. Möller/Rundnagel 2019) oder in der von Barfußhistorikern dominierten Studenten- und Korporationsgeschichte.

Dass es auch an deutschen Hochschulen ein ausgeprägtes Vereinsleben gibt, und was die Ethnografie hier zu »entdecken« hat, will ich in diesem Beitrag an einem Fallbeispiel aufzeigen. Dazu berichte ich von meinem Feldaufenthalt beim *Organisationsforum Wirtschaftskongress* (OFW), einer Studierendeninitiative an der Universität zu Köln, die ich im Rahmen einer breiter angelegten Hochschulethnografie im Wintersemester 2017/2018 beforchte.² Darauf aufbauend arbeite ich fünf methodische Besonderheiten einer Ethnografie studentischen Vereinslebens heraus und skizziere die damit verbundenen Herausforderungen und Potenziale. Zum Schluss frage ich nach dem Platz von Vereinigungen im Kontext der allgemeineren Hochschulethnografie. Bevor ich auf mein Fallbeispiel zu sprechen komme, will ich zunächst einen Überblick über die Vielfalt studentischen Engagements geben.

2 Organisation studentischen Engagements

Studierende setzen sich für eine Vielzahl von Belangen ein. Manche pflegen das studentische Brauchtum, andere fördern den interkulturellen Austausch, und wieder andere kämpfen für eine nachhaltige Hochschule oder eine praxisnähere Ausbildung. Sie treffen sich in losen Zusammenkünften und Initiativen ebenso wie in akkreditierten Hochschulgruppen und eingetragenen Vereinen, in komplexen Verbands- und Verbindungsstrukturen ebenso wie in den Organen der studentischen Mitbestimmung und Selbstverwaltung. Allein die Universität zu Köln verzeichnet auf ihrer Website 124 Organisationen, darunter so unterschiedliche Vereinigungen wie die *Kölner Burschenschaft Alemannia*, den *Entrepreneurs Club Cologne* oder die *Zentralasiatische Hochschulgruppe*. Hinzu kommen die gesetzlich verankerten Organe und Gremien der verfassten Studierendenschaft, beispielsweise der Allgemeine Studierenden-ausschuss oder die einzelnen Fachschaftsräte.

Studentisches Engagement hat eine lange Geschichte und ist beständig im Wandel. In ihm spiegeln sich gesellschaftliche Trends und Jugendkulturen

2 Der Feldaufenthalt beim OFW fand im Rahmen meines am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung angesiedelten Dissertationsprojekts statt, das den Arbeitstitel »Hoch hinaus: Die Konstruktion von Karriereaspirationen in Wirtschaftshochschulen« trägt.

wider, wie umgekehrt auch Studierende größere soziale Bewegungen mitbestimmen. Die praxisnahe Ausrichtung beruflich orientierter Studierendeninitiativen ist ebenso Ausdruck hochschulpolitischer Rahmungen (»employability«), wie *Students for Future* oder die *Refugee Law Clinic* Abbilder des aktuellen Zeitgeists sind. In historischer Perspektive kann von der Burschenschaftsbewegung des Vormärz (»1848«) über die westdeutsche Studentenbewegung (»1968«) bis hin zum »Lucky Streik« von 1997 oder den Bildungsprotesten von 2009/2010 eine lange Zeitreihe bewegten Studierendenengagements identifiziert werden, wobei sich neuere Debatten um Identitätspolitik und Meinungsfreiheit am aktuellen Rand einordnen ließen (vgl. Schenke 2020). Neben den großen Protestwellen lässt sich auch auf der Ebene der Hochschulgruppen eine beachtliche Bandbreite an Themen und Konjunkturen ausmachen. In einem historischen Forschungsprojekt konnten allein an der Universität Mainz mehr als 850 studentische Gruppen im Zeitraum von 1946 bis 2019 nachgewiesen werden, darunter auch solche Zeitgeistblüten wie der *Club der toten Dichter*, die *Freaks für den Frieden* oder der *Studentische Arbeitskreis für staatsbürgerliche Verantwortung* (Backerra/Nientiedt 2021). Dass sich nicht nur die Themen, sondern auch die Praktiken ändern, zeigt Roland Girtler (2009) am Beispiel der akademischen Deposition, die sich in veränderter Form auch heute noch in den Initiationsritualen der Studierendenverbindungen beobachten lässt, zum Beispiel in der französischen *bizutage*, dem amerikanischen *hazing* oder der deutschen Mensur.

Dass bürgerschaftliches Engagement unter Studierenden weit verbreitet ist, belegt auch ein Blick in die Sozialberichterstattung. Einer Sonderauswertung des *Vierten Deutschen Freiwilligensurveys* zufolge war im Jahr 2014 mehr als die Hälfte der Studierenden – geschätzte 56 Prozent – freiwillig engagiert (Kausmann et al. 2017: 16). Damit liegt die Engagementbeteiligung unter Studierenden weit über dem Bevölkerungsdurchschnitt (44 %). Die zeitlichen Freiheiten eines Studiums und die niedrigschwelligen Partizipationsangebote auf dem Campus, so ließe sich schlussfolgern, scheinen also eine vergleichsweise günstige Gelegenheitsstruktur für ehrenamtliches Engagement zu bieten. Wie viele Studierende dabei im näheren Umfeld der Hochschule aktiv sind, lässt sich mangels repräsentativer Befragungen nicht genau ermitteln. Auf Grundlage der verfügbaren Daten (Fischer 2006; Salland 2016; Huth 2018) kann aber davon ausgegangen werden, dass sich ungefähr ein Drittel in-

nerhalb und zwei Drittel außerhalb der Hochschule – in Kirchengemeinden, Sport- oder Kulturvereinen – engagieren.³

Natürlich verwenden nicht alle Studierenden gleich viel Zeit für ihr Engagement. Einer großen Gruppe von nur geringfügig Engagierten steht eine kleine Gruppe von intensiv und mitunter mehrfach engagierten Studierenden gegenüber (Kausmann et al. 2017: 22). Am häufigsten sind dabei Studierende der Sozial- und Erziehungswissenschaften engagiert; am wenigsten Studierende der Natur-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften (Huth 2018: 37). Erstere sind überwiegend innerhalb, letztere eher außerhalb der Hochschule engagiert. Beachtliche Unterschiede bestehen auch mit Blick auf die soziodemografischen Merkmale der Engagierten: Wer aus einem weniger privilegierten Herkunftsmilieu kommt, von finanziellen Schwierigkeiten berichtet oder ausländische Wurzeln hat, engagiert sich seltener, noch dazu unterproportional im kulturellen oder politischen Bereich (ebd.: 37ff.; Fischer 2006: 26f.). Hingegen gibt es kaum Unterschiede beim Alter und Geschlecht. Insgesamt erweist sich inneruniversitäres Engagement als egalitärer (vgl. Huth 2018: 69): Hier eröffnen sich auch Teilhabechancen für Personen, die nicht auf bestehende Strukturen im familiären oder nachbarschaftlichen Umfeld zurückgreifen können.

Wie studentische Gruppen organisiert sind, hängt von den rechtlichen Rahmenbedingungen ab und unterscheidet sich daher zwischen den einzelnen Bundesländern und Hochschulen. Grundsätzlich können studentische Organisationen zwei Rechtsformen annehmen: einerseits Teilkörperschaften öffentlichen Rechts, wie sie für die Organe und Gremien der studentischen Selbstverwaltung und Mitbestimmung typisch sind, andererseits privatrechtliche Vereinigungen, wie sie in Form von Hochschulgruppen, Initiativen oder Vereinen bestehen (vgl. Loring 2019: 39ff.). An die unterschiedlichen Rechtsrahmen und Organisationsformen sind spezifische Rechte und Pflichten gebunden. Die im öffentlichen Auftrag handelnden Teilkörperschaften erhalten in der Regel deutlich mehr staatliche Zuwendungen als die privaten Vereinigungen. Umgekehrt müssen die studentischen Vertreter:innen in den (gewählten) Gremien und Organen auch höhere Verwaltungs- und Transparenz-

3 In den großen Studierendenbefragungen wird studentisches Engagement nicht in seiner Breite erfasst, sondern lediglich die Beteiligung an (hochschul-)politischen Gruppen und Gremien abgefragt. Laut *Dreizehntem Studierendensurvey* engagieren sich aber allein schon in diesem engeren Rahmen rund fünf Prozent der Studierenden (Multrus et al. 2017: 81f.).

auflagen erfüllen als die in dieser Hinsicht flexibleren Studierendeninitiativen. Für Hochschulgruppen und Vereine ist zudem eine wichtige Frage, ob sie von der jeweiligen Hochschule offiziell anerkannt werden. Damit können bestimmte Privilegien verbunden sein, etwa die Nutzung von Räumlichkeiten, Aushangkästen oder Hochschulservern, womöglich auch der Zugang zu Fördergeldern oder die Anrechnung des Engagements als Studienleistung.

Unabhängig von der Rechtsform zeichnen sich studentische Organisationen dadurch aus, dass sie von Studierenden getragen werden und studentisch geprägt sind. Studierendenengagement gewinnt erst in studentischen Gruppen an studentischer Kontur und geht nicht im allgemeineren bürgerschaftlichen Engagement auf. Im Unterschied zu anderen Hochschulsettings geben hier die Studierenden den Ton an und müssen sich nicht den Rahmungen von Lehrenden oder Mitarbeitenden unterordnen. Neben dieser für alle Vereinigungen typischen Studierendenkultur weisen die einzelnen Initiativen auch eine charakteristische Organisationskultur auf: Studierendenzeitungen funktionieren anders als Burschenschaften, und Fachschaften wiederum anders als religiöse Hochschulgruppen. Zudem sind sie in spezifische institutionelle Netzwerke eingebunden: Die einen kooperieren mit Career Services, die anderen mit Studierendenwerken, Stipendiengebern oder dem Internationalen Büro; bei den einen stehen Unternehmen im Hintergrund, bei den anderen Kirchen, Parteien oder Gewerkschaften. Aus dieser Vielfalt möglicher Studierendenorganisationen möchte ich nun eine Vereinigung näher vorstellen: das *Organisationsforum Wirtschaftskongress*, eine exklusiv an der Universität zu Köln angesiedelte Vereinigung, die jedoch Parallelen zu anderen hochschulübergreifenden Studierendeninitiativen wie der Marketinginitiative *MTP*, der Sozialunternehmerinitiative *Enactus* oder Firmenkontaktmessen wie *Bonding* aufweist.

3 Das Organisationsforum Wirtschaftskongress (OFW): Ein ethnografisches Fallbeispiel

Während des Wintersemesters 2017/2018 war ich im studentischen Kernteam des OFW engagiert und konnte somit am Innenleben dieser Gruppierung teilnehmen.⁴ Das *Organisationsforum* wurde 1984 von BWL-Studierenden an der

4 Da ich während meiner Feldforschung noch als Promotionsstudent an der Universität zu Köln eingeschrieben war, konnte ich beim OFW problemlos als studentisches Mit-

Universität zu Köln ins Leben gerufen und veranstaltet in regelmäßigen Abständen, anfangs alle zwei Jahre, später jährlich, einen internationalen Wirtschaftskongress – den heutigen *World Business Dialogue*. Ursprünglich als Verein gegründet, tritt das OFW mittlerweile als gemeinnützige GmbH auf, die sich gemäß Gesellschaftsvertrag der »Berufsausbildung« von Studierenden verpflichtet fühlt. Ein entsprechender Praxisbezug soll über die Organisation und Durchführung von Veranstaltungen, aber auch durch die Kommunikation zwischen Studierenden, Wirtschaft und Politik hergestellt werden. Es geht darum, so die Formulierung, »Charakteristika des Berufslebens und einzelner Berufe zu konkretisieren«. Diese Selbstbeschreibung korrespondiert mit meiner eigenen Beobachtung, wonach sich ein Großteil der Aktivitäten um das spielerische Einüben beruflicher Rollen dreht: um das Sich-Ausprobieren in einem geschützten Umfeld, das Sammeln erster beruflicher Erfahrungen, die Übernahme von Verantwortung, nicht zuletzt auch das Imitieren unternehmerischer Abläufe und professioneller Praktiken.

Ausgang und Fluchtpunkt all dieser Aktivitäten ist der *World Business Dialogue*, ein Wirtschaftskongress, der in jährlichen Zyklen, von einer OFW-Generation nach der anderen, organisiert wird. Während meiner Feldforschung arbeitete das Team gerade auf den 21. Kongress hin, der unter dem Thema »The Digital Organization« vom 5. bis zum 9. März 2018 in den Räumlichkeiten der Universität zu Köln stattfinden sollte und an dem rund 300 Student:innen aus über 50 Ländern, zudem 40 Referent:innen aus Politik und Wirtschaft sowie Dutzende Unternehmen, Sponsoren und Partner teilnahmen. Im Hintergrund agierte neben dem 35-köpfigen Organisationsteam noch ein eigens rekrutiertes Hilfsteam von 100 weiteren Studierenden, eingesetzt als Betreuerinnen, Chauffeure, Kellnerinnen oder Weglotsen. Im Grunde war es ein Wirtschaftskongress von Kölner Studierenden für Studierende aus aller Welt, gesponsort von Unternehmen. So gab es neben Vorträgen und Diskussionen auch Unternehmensworkshops und Kamingespräche, eine begleitende Karriere- und Firmenkontaktmesse sowie ein buntes Rahmenprogramm, bestehend aus Stadtführungen, Museumsbesuchen, Kneipentouren und Partys. Dass die Geschichte des *World Business Dialogue* gemeinhin als Erfolgsgeschichte erzählt wird, liegt nicht zuletzt auch an den illustren Personen, die im Laufe der Jahre nach Köln gelockt

glied anfangen. Aus forschungsethischen Gründen habe ich jedoch meine Doppelrolle von Beginn an transparent kommuniziert. Nach außen hin, etwa auf der Internetseite des OFW, wurde ich als »data scientist«, »ethnographer« und »sociologist« vorgestellt.

werden konnten, darunter Josef Ackermann, Auma Obama, Roland Berger, Muhammad Yunus und – immer wieder gern erzählt – Bill Gates.

Ich selbst war über einen Aushang im Schaukasten der Universität auf das *Organisationsforum* aufmerksam geworden: »Knüpfe wichtige Kontakte zu Kommilitonen und Unternehmen«, hieß es dort nebst Fotos vergangener Kongresse. Die hier buchstäblich zur Schau gestellte Ästhetik unternehmerischer Seriosität war weit von dem entfernt, was ich von meinem eigenen Engagement bei den *DGB Studis*, einer gewerkschaftlich orientierten Hochschulgruppe, oder dem *Akrützel*, einer Studierendenzeitung, gewohnt war. Um Mitglied im OFW-Kernteam zu werden, musste ich dann auch ein mehrstufiges Bewerbungsverfahren durchlaufen und mich vertraglich dazu verpflichten, die mir aufgetragenen Aufgaben »nach bestem Wissen und Gewissen unentgeltlich zu verrichten«. Schon bald erkannte ich, dass die Studierenden hier nicht nach Lust und Laune zusammenkamen, sondern eine hohe Leistungsbereitschaft an den Tag legten, mitunter auch mal 20 oder 30 Stunden pro Woche in den OFW-eigenen Büroräumen am Salierring arbeiteten. Wie ich aus meinen Gesprächen erfuhr, motivierte sie dabei vor allem die Arbeit unter Gleichgesinnten. Manche der Engagierten hatten bereits auf einem der vorherigen Kongresse ausgeholfen und stürzten sich zielgerichtet und voller Tatendrang auf die neuen Aufgaben. Anderen hingegen ging es wie mir: Sie hatten eher zufällig zum *Organisationsforum* gefunden – über Freundschaftsnetzwerk, Kennenlernabende oder Recruiting-Stände – und zuvor noch bei anderen Vereinigungen vorbeigeschaut, ehe sie sich zu einer Mitarbeit beim OFW entschlossen hatten. Für das OFW entschieden sie sich schließlich, weil man hier »was machen«, »was lernen« und »in einem Team aktiv« sein konnte, wobei sie sich zugleich symbolisch von den »stillen Mitgliedern« anderer Vereinigungen abgrenzten, die nur »nehmen« und »zuhören« würden.

Zum Zeitpunkt meiner Feldforschung, im Wintersemester 2017/2018, engagierten sich rund 35 Studierende beim *Organisationsforum*. Im Durchschnitt waren sie 22 Jahre alt und studierten im fünften Hochschulsesemester. Drei Viertel waren an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät eingeschrieben, zum größten Teil im Bachelorstudiengang Betriebswirtschaftslehre. Es gab etwas mehr Männer als Frauen und bis auf fünf wohnten alle in Köln. All dies weiß ich, weil das OFW akribisch Statistik führt, nicht nur über seine Mitglieder, sondern auch über seine Einnahmen und Ausgaben, seine Akquiseerfolge und Followerzahlen, Ticketverkäufe und Sponsorenverträge. Es wurden Anwesenheitsquoten und Fluktuationsraten berechnet, es ging um Ziele und Szenarien aller Art – und über all dem standen die KPIs, die

Key Performance Indicators, die in den wöchentlichen Teamsitzungen über die Verteilung von Lob und Tadel entschieden. Anstelle der Hochschulgruppensprecherin oder der Chefredakteurin aus meiner Studienzeit gab es hier eine Geschäftsführung, anstelle des Schatzmeisters einen Head of Finance, es gab Ressorts und Büros, Geschäftsberichte und Visitenkarten, die Teilnehmer:innen übten Elevator Pitches, motivierten sich mit Henry-Ford-Zitaten, trugen Anzüge und kollaborierten über den Messengerdienst *Slack* – alles erschien wie ein Unternehmen, geführt von Studierenden; und ich mittendrin, als Ethnograf im Businesshemd.

Es ist genau diese unternehmerische Logik, die dem OFW seine charakteristische Organisationskultur verleiht und es von den gewerkschaftlich beziehungsweise journalistisch orientierten Vereinigungen aus meiner Studienzeit unterscheidbar macht. Zugleich lässt sich das OFW damit dem Feld der Wirtschaftswissenschaften beziehungsweise der größeren Unternehmens- und Wirtschaftswelt zuordnen. Eine Art Wahlverwandtschaft besteht insbesondere zur Fachkultur der Betriebswirtschaftslehre, deren Sprache und Denkweise das OFW während meines Aufenthaltes wie keine andere Fachkultur prägte und auch bei Engagierten anderer Studiengänge Anklang fand. Verstärkt wurde dies durch die vielfältigen Verbindungen zur Unternehmenswelt. Wo bei anderen Studierendeninitiativen Parteien, Gewerkschaften oder Kirchen als (finanzielle) Förderer im Hintergrund stehen, sind es beim OFW Unternehmen – und so war meine Ethnografie auch ein Ausflug in die Welt des Campus Recruiting und Employer Branding. Denn wer beim OFW engagiert war, organisierte nicht nur einen Wirtschaftskongress, sondern bastelte auch an der eigenen Karriere und erhoffte sich ein Praktikum bei Arbeitgebern wie McKinsey, KPMG oder Henkel. Neben den bestehenden Unternehmenskontakten konnten die »OFWler« dazu auch auf ein großes Netzwerk von mehr als 500 Ehemaligen zurückgreifen, zu denen auch die »OSCARianer« gehören, benannt nach einer 1992 ausgegründeten Unternehmensberatung, der *OFW Student Consulting and Research (OSCAR) GmbH*.

Für die Hochschulethnografie sind studentische Vereinigungen wie das OFW aufschlussreich, da sich hier die oft zitierte, aber häufig abstrakt bleibende Statuspassage zwischen Studium und Beruf an konkreten Praktiken beobachten lässt. Am Schnittpunkt unterschiedlicher Kulturen – neben der bereits erwähnten Organisations- und Fachkultur auch der allgemeinen Studierenden- und Hochschulkultur sowie der individuellen Herkunftskultur – vollzieht sich beim OFW ein kleinteiliger Prozess der antizipatorischen Sozia-

lisation. Während meiner Feldforschung hatte ich oft den Eindruck, dass sich die OFW-Mitglieder in einer Art liminalen Phase, zwischen dem Nicht-mehr und dem Noch-nicht befanden, irgendwo zwischen Studium und Beruf, Jeans und Anzug herumwanderten. In dieser Übergangsphase werden Studierende in die antizipierte Berufskultur eingeführt und entwerfen ihre professionelle Identität inklusive der damit verbundenen Usancen, die von der professionellen Kommunikation mit Unternehmensvertreter:innen über aussagekräftige *LinkedIn*-Profile bis hin zum richtigen Krawattenbinden reicht. Eine Studentin beschreibt den Lernprozess so:

»Was hab ich jetzt wirklich konkret so fachlich gelernt, würd ich sagen, irgendwo so'n bisschen Professionalität, auch wenn's irgendwie vielleicht was komisch klingt, aber (.) also vorher hab ich zum Beispiel nie mit irgendwelchen Unternehmen auch nur 'ne Mail geschrieben, weil wofür auch? [...] Ich glaub, ich hab irgendwo auch so 'ne andere Sicht dazu bekommen, wie die Arbeitswelt abläuft. Also ich glaube, viele denken so am Anfang des Studiums, dass man irgendwie nur so gute Noten schreiben muss und dann läuft's, aber halt dieses Erfahrungen machen hat halt dadurch irgendwie 'nen höheren Stellenwert bei mir bekommen.«

So bodenständig diese Praktiken auf den ersten Blick erscheinen, so schwingt in ihnen doch auch immer die Verheißung jenes glamourösen Lebensstils mit, den ein Berufseinstieg bei einem der begehrten Unternehmen verspricht. Durch ihre Tätigkeit beim OFW konnten die Studierenden – und auch ich persönlich – am eigenen Leib erfahren, wie es sich anfühlt, einen Armani-Anzug zu tragen, mit bekannten Persönlichkeiten unter vier Augen zu sprechen, einen teuren Chardonnay zu trinken, Rooftop-Partys im *KölnSKY* zu feiern oder einen E-Klasse-Wagen zu fahren. Im Vergleich mit anderen Studierenden haben die OFW-Mitglieder einen privilegierten Zugang zu wertvollen Netzwerken und Erfahrungen, die sie mitunter weiter anspornen und über sich hinauswachsen lassen. In meiner Forschung konnte ich etwa beobachten, wie das Selbstvertrauen und Ansehen des jüngsten Teammitglieds deutlich wuchs, nachdem er einen ehemaligen Regierungschef als Referenten für den *World Business Dialogue* hatte gewinnen können. Andererseits ist das OFW auch ein Raum der Begrenzung und Reproduktion sozialer Ungleichheiten, insbesondere geschlechts- und herkunftsspezifischer Ungleichheiten; aber auch die »capacity to aspire« (Appadurai 2004) ist sozial strukturiert. Nicht jeder erkennt die Chancen und Möglichkeiten, die das OFW eröffnet, und kann sie in konkrete Handlungsschritte und Strategien übersetzen. Man-

chen fehlt es an Geld für einen guten Anzug, andere belastet ein Nebenjob, und wieder anderen fällt das Netzwerken schwer. Auch grundsätzliche Probleme mit der kulturellen Passung können ein Grund sein, warum manche schon nach wenigen Monaten das OFW verlassen – oder gekündigt werden.

Für Studierende an einer der größten Universitäten in Deutschland, noch dazu in einem Massenfach wie der Betriebswirtschaftslehre, sind Vereinigungen wie das OFW ein wichtiger Ort der Vergemeinschaftung. Neben dem beruflichen Engagement ermöglichen Vereinigungen auch soziale Kontakte zu Gleichaltrigen. Hier können Studierende Freundschaften knüpfen und ein aus dem anonymen Studienalltag mitunter ungekanntes Gefühl der Zusammengehörigkeit erleben. Während meiner Feldforschung fand eine Vielzahl an sozialen Aktivitäten statt, die teils bewusst auf einen gemeinsamen »Teamspirit« abzielten, darunter Kennenlernetreffen, Teambuildingwochenenden, Tagesausflüge, Kneipentouren, Spieleabende oder Büopartys. Folgt man den Ausführungen einer OFW-Engagierten, schienen die Büroräumlichkeiten dabei eine zentrale Rolle einzunehmen:

»Also ich glaube, das Allerwichtigste war einfach dieses Büro, sag ich mal. Weil wir halt so'n Bereich hatten, der nur für uns war, mitten in Köln, was halt für Leute in diesem Alter ja relativ außergewöhnlich ist – also in der Größe, sag ich mal. Wir hatten oben keine Nachbarn, unten keine Nachbarn. Wir konnten halt machen, was wir wollten. Wir hatten halt so Narrenfreiheit irgendwo. Die Eltern leben Hunderte Kilometer entfernt, und du hast halt diesen riesen Raum, kannst machen, was du willst.«

Dieser große Raum wandelte sich während meiner Ethnografie beständig und wurde von Studierenden mit unterschiedlichen Bedeutungen gefüllt: Einerseits war er Arbeitsplatz und bot als Bürokulisse Raum für berufliche Imaginationen, andererseits war er auch eine Art Spielwiese für Freizeitaktivitäten und wurde für manche sogar zum zweiten Zuhause. Hier arbeitete man nicht nur zusammen, sondern kochte auch Spaghetti, feuerte einander beim Tischfußball an, spielte *Monopoly*, lieferte sich Wasserschlachten, feierte Karneval, ließ sich von *Harry-Potter*-Filmen verzaubern oder trank ein Feierabendbier. An all diese Praktiken sind neben den Menschen auch Dinge beteiligt, die ebenso wie das Büro im Großen Träger von Bedeutungen sind und Auskunft über die Kultur beim OFW geben. Anhand eines beiläufigen Snapshots aus meiner Feldforschung will ich demonstrieren, dass auch die »materielle Kultur« (Hahn 2014) für eine Ethnografie studentischen Vereinslebens aufschlussreich sein kann.

Snapshot: Alltagsszene aus dem Inneren des OFW



Das Foto zeigt eine Szene aus den Büroräumlichkeiten des OFW, wie sie sich an einem Mittwochabend im November 2017 abspielte. Wo tagsüber noch gearbeitet wurde, wird nun gespielt: *Monopoly*, »das berühmte Spiel um den großen Deal«. Man bleibt also beim Thema: Wirtschaft, Geld, Schlossallee. Davon zeugen auch die Hinterlassenschaften des Tages: links der Ausdruck eines selbsterstellten Jahresabschlusses, mittig eine Ausgabe der Finanzzeitschrift *€uro*. Wer genau hinsieht, erkennt zudem personalisierte Ereigniskarten und Spielfiguren mit den Konterfeis der anwesenden Studierenden. Rechts steht noch eine Tasse mit der Aufschrift »The Boss«, links eine Plastikflasche Wasser und eine Dose *Red Bull*.

Es ist eine triviale Szene, alltäglich und wenig aufregend, und doch – oder gerade deshalb – erfahren wir hier viel über die gelebte Praxis beim OFW: über das soziale Miteinander beim Gesellschaftsspiel, das geteilte Interesse an Wirtschafts- und Finanzthemen und die kulturellen Vorlieben von Heranwachsenden an einem Mittwochabend in Köln. Mein eigentliches Interesse galt aber der Frage, inwiefern hier berufliche Aspirationen geweckt werden. Aus dieser Perspektive können die herumliegenden Artefakte – die *Boss*-Tasse, die *Monopoly*-Figuren, aber auch der ausgedruckte Jahresabschlussbericht – als »Requisiten« (Walton 1990: 21ff.) betrachtet werden, die berufliche Imaginationen evozieren und die anwesenden Wirtschaftsstudierenden in die Welt der Immobilien-Tycoons und CEOs entführen. Auf vergleichbare Weise können auch Businesshemden, mitunter die gesamte Büroarchitektur, eine imaginative Kraft entfalten und die Studierenden dabei unterstützen, sich in entsprechende Berufsbilder und -rollen hineinzusetzen. Dass die

beteiligten Spieler:innen noch nicht wirklich in den Vorstandsetagen angekommen sind, sondern weiterhin unter ihresgleichen weilen, lässt schließlich die niedrigpreisige Wasserflasche am linken Bildrand erahnen. So ist diese Szene auch ein Symbol für die Fragilität von Imaginationspraktiken, die sich zwischen studentischer Gegenwart und erhoffter Karriere vollziehen – sei es wie hier im Büro des OFW oder wie nebenan bei den Jungpolitiker:innen im Studierendenparlament oder in den Redaktionsräumen meiner ehemaligen Studierendenzeitung.

4 Methodische Herausforderungen und Chancen

In Anbetracht der Vielfalt studentischer Organisationsformen kann es keinen ethnografischen Königsweg zum Innenleben von Vereinigungen geben. Eine ehrenamtliche Mitarbeit bei einer Studierendeninitiative, wie in meinem Falle, ist nur ein Zugang unter vielen. Denkbar sind auch andere Einfallstore, zum Beispiel ein Einzug ins Verbindungshaus, eine Kandidatur für ein hochschulpolitisches Amt oder eine Teilnahme an studentischen Protestaktionen. Ganz gleich, ob subjektiv involviert oder distanziert beobachtend – am Ende geht es darum, sich auf die Eigendynamik des studentischen Feldes einzulassen und sich den Gegebenheiten auf dem Campus situativ anzupassen. Obwohl der Methodenzwang also vom Feld und nicht von der Disziplin auszugehen hat (vgl. Amann/Hirschauer 1997: 19ff.), gilt es auch oder gerade in der Ethnografie, voneinander zu lernen und die im Feld gemachten Erfahrungen miteinander zu teilen. In diesem Geiste möchte ich im Folgenden *fünf* methodische Besonderheiten einer Ethnografie studentischen Vereinslebens herausarbeiten und die damit verbundenen Herausforderungen und Chancen aufzeigen.

(1.) *Feldzugang*: Eine von allen Ethnograf:innen zu bewältigende Aufgabe ist der Zugang und Rapport zum Feld. Mit Blick auf das öffentlich zugängliche Hochschulgelände und im Wissen um die kommunikative Aufgeschlossenheit gerade junger, noch dazu freiwillig engagierter Menschen bietet das Feld studentischer Vereinigungen eine vergleichsweise günstige Ausgangsbasis für ethnografische Erkundungen. Eine besonders gute Gelegenheit zur Kontaktaufnahme eröffnen dabei die vielen öffentlichen, mitunter gar »inkluisiven« Veranstaltungen und Angebote der Studierendenschaft. Darüber hinaus können auch vorhandene Kontakte aus der eigenen Lehre oder Gremi-

enarbeit zu Feldzugängen oder Beobachtungssituationen ausgebaut werden. Denkbar sind zudem auch Zugänge in der Rolle einer vereinsnahen Person, also beispielsweise als Hochschulpfarrer, Kuratoriumsmitglied, Vertrauensdozentin oder Campus Recruiter. Um jedoch tiefer ins Vereinsleben eintauchen zu können, bedarf es ab einem gewissen Punkt der Studierendenrolle. Formell bemisst sich diese am Status der Immatrikulation; in der Praxis wird sie aber häufig anhand askriptiver Merkmale, allen voran des Alters, zu- oder aberkannt. Im Vergleich mit einer jungen Doktorandin ist es für eine 50-jährige Professorin also ungemein schwieriger, wenngleich nicht unmöglich (vgl. Nathan 2005), noch selbst als »Studentin« durchzugehen. Um hier Abhilfe zu schaffen, können Ethnograf:innen studentische Hilfskräfte einsetzen, die dann behelfsweise als beobachtende Teilnehmer:innen ins Feld geschickt werden. Als Einheimische sind Studierende besonders gut geeignet, um in schwer zugängliche, womöglich intime oder illegale, Bereiche studentischen Lebens vorzudringen. Dies zeigt auch ein Blick in die Literatur: Um die *hook-up culture* an Colleges zu erforschen, setzten sowohl Jennifer Beste (2018) als auch Jennifer Hirsch und Shamus Khan (2020) eine Vielzahl an *student ethnographers* ein – allein Beste berichtet von 126 Personen –, die ihre feiernden Peers beim Anbandeln sexueller Beziehungen beobachteten.

(2.) *Fallauswahl*: Eine weitere methodische Herausforderung besteht im Zuschnitt des Feldes und bei der Auswahl der zu untersuchenden Personen und Ereignisse. Während meiner eigenen Ethnografie hatte ich am meisten mit der Aufdringlichkeit, man könnte auch sagen Selbstselektion, eines bestimmten, besonders engagierten Studierendentyps zu kämpfen. Obwohl mehr als die Hälfte der Studierenden freiwillig tätig ist, engagiert sich nur eine kleine Minderheit für mehrere Stunden pro Woche, geschweige denn für zehn oder zwanzig Stunden wie die OFW-Mitglieder aus meiner Fallstudie (vgl. Kausmann et al. 2017: 16, 22). Doch es ist gerade diese Gruppe – die Gruppe der besonders Aktiven, der Lauten, der Sichtbaren –, die den meisten Platz in den Feldnotizen und Beobachtungsprotokollen der Ethnograf:innen einnimmt. Von dieser dürfen Forschende jedoch nicht auf die Allgemeinheit der Engagierten und schon gar nicht auf die Gesamtheit der Studierendenschaft schließen. Denn neben dem Studium engagiert zu sein bedeutet, Zeit zu haben, bestimmte Interessen zu verfolgen und sich womöglich als Teil einer tatsächlichen oder imaginierten Studierendeneelite zu sehen. Daher gilt es auch, nach den Erfahrungen der weniger Aktiven, der Leisen und der Unsichtbaren Ausschau zu halten und damit die anderen Geschichten zu erzählen: die Ge-

schichten über den Selbstausschluss vom Engagement, über die Doppel- oder Dreifachbelastung aus Studien-, Erwerbs- und Sorgearbeit, aber auch die Geschichten über ein erfülltes Leben außerhalb der Hochschule und abseits des Vereinswesens, etwa in einer Partnerschaft oder im Fitnessstudio. Um Zugang zu nicht-engagierten Studierenden zu bekommen, bedarf es unter Umständen ergänzender Auswahlverfahren. In meiner eigenen Ethnografie habe ich Studierende noch im Kontext anderer Settings, etwa nach Vorlesungsende oder im Bibliotheksfoyer, angesprochen sowie Interviewaufrufe auf Social Media geschaltet.

(3.) *Nähe und Distanz:* Der ethnografischen Studierendenforschung stellt sich im besonderen Maße die Frage nach dem richtigen Verhältnis von Nähe und Distanz. Denn wer heute Studierende erforscht, saß gestern noch selbst auf der Hörsaalbank. Dabei besteht die Gefahr, dass Ethnograf:innen ihre eigene Studienerfahrung unzulässig verallgemeinern und als impliziten Bewertungsmaßstab heranziehen. Erschwerend kommt hinzu, dass das Feld Erinnerungen an die eigene Studienzeit wachrufen und damit zu weiteren Verzerrungen – etwa zu Gefühlen der Nostalgie – führen kann. Forschende sind daher gut beraten, ihre akademische und studentische Sozialisation im Sinne einer »teilnehmenden Objektivierung« (Bourdieu 2004) zu reflektieren. Neben dem Partikularen der eigenen Studienerfahrung sind dabei auch die eigene normative Haltung und der blinde Fleck der jeweiligen Disziplin in den Blick zu nehmen. Dies gilt ganz besonders für stark politisierte Formen des Engagements, zum Beispiel im Zusammenhang der aktuellen Kontroversen um Identitätspolitik und Meinungsfreiheit, aber auch für althergebrachte Vorurteile gegenüber Burschenschaften oder BWL-Studierenden. Um etwas über die eigenen (disziplinären) Vorurteile zu erfahren, empfiehlt sich ein Austausch mit unterschiedlichen Fachvertreter:innen, beispielsweise habe ich meine Ergebnisse sowohl in sozialwissenschaftlichen als auch in betriebswirtschaftlichen Kolloquien vorgestellt.

(4.) *Zeitlichkeit:* Die semesterweise Taktung des Hochschulbetriebs ist eine feldspezifische Besonderheit, von der auch eine Ethnografie des studentischen Vereinslebens profitiert. Semester für Semester, Jahr für Jahr wiederholen sie die gleichen Szenen und Situationen beim Vorlesungsbetrieb, aber auch beim Vereinswesen: von der Suche nach freiwillig Engagierten über die Neukonstituierung des Studierendenparlaments bis hin zu den Initiationsritualen in den Burschenschaften. Da jedes Semester neue Personen

nachkommen, besteht die Möglichkeit, die gemachten Feldeindrücke auf Grundlage anderer Studierendenkohorten kritisch zu überprüfen, mitunter auch verpasste Gelegenheiten aus dem letzten Semester nachzuholen oder noch bei anderen Vereinigungen nachzuforschen. Bei der Auswahl der Studierenden ist darauf zu achten, dass die unterschiedlichen Etappen eines Studiums – vom Bachelor bis zum Master, von den Erstsemestern bis zu den Absolventenjahrgängen – hinreichend abgedeckt sind, gegebenenfalls können einzelne Studierende auch über mehrere Semester hinweg in ihrem Engagement begleitet werden. Wie lang ein Feldaufenthalt sein sollte, hängt neben der Fragestellung auch von der Eigenzeitlichkeit der beforschten Vereinigung ab: Während beim OFW ein zweisemestriger Generationenzyklus galt, mag beim Verbindungswesen eine Studienverlaufsperspektive lohnen, um die unterschiedlichen Stufen – von den Füchsen bis zu den Alten Herren – abzubilden.

(5.) *Digitalität*: Die Covid-19-Pandemie und die damit verbundene Veränderung des universitären Modus werfen schließlich die Frage auf, wie sich ein weitgehend oder ausschließlich digital vollziehendes Vereinsleben erkunden lässt. Grundsätzlich gilt die Devise, dass Ethnograf:innen dort zu sein haben, wo die Studierenden sind. Verlagern sich extracurriculare Aktivitäten also zunehmend in den digitalen Raum, müssen sich auch Feldforscher:innen vermehrt auf den Internetseiten der Initiativen umsehen, Social-Media-Gruppen beitreten, an Videokonferenzen teilnehmen und über virtuelle Tools mit den Studierenden zusammenarbeiten. Neben der Erkundung gewohnter, aber nunmehr digitalisierter Praktiken – die wöchentliche Vereinsitzung findet nun als Videoschleife statt – ist dabei auch nach neuen Formen eines genuin digitalen Engagements Ausschau zu halten, beispielsweise nach Hashtag-Kampagnen wie *#unirassismuskritisch* oder *#sowibleibt*. Freilich hat die Digitalisierung schon lange vor der Pandemie begonnen: Bereits soziale Netzwerke wie Facebook oder StudiVZ zielten darauf ab, Elemente des Studien- und Vereinslebens virtuell zu simulieren. Mark Zuckerbergs *TheFacebook* entsprang direkt der amerikanischen Hochschulkultur und war ursprünglich als eine Art interaktiv aufgerüstetes Collegejahrbuch gedacht, das der digitalen Vernetzung von Harvard-Studierenden dienen sollte (vgl. Tabak 2004). Heute hingegen versprechen die riesigen Datenberge dieser und anderer Plattformen, studentische Verhaltensspuren in bislang ungekanntem Ausmaß zu entdecken. Für die Ethnografie bietet sich an der Schnittstelle mit den Com-

putational Social Sciences ein methodisch noch weitgehend ungenutztes Potenzial aus »deep reading« und »big data« (Mohr et al. 2020: 169ff.).

5 Schluss

Welche Rolle spielen studentische Vereinigungen im Kontext einer breiter angelegten Hochschulethnografie? Studierendeninitiativen ergänzen die curricularen Angebote um vielfältige studentische Projekte und leisten so einen wichtigen Beitrag zum sozialen Leben der Hochschule. Indem sie Studierende unterschiedlicher Fachrichtungen und Semester zusammenbringen, schaffen sie Räume für überfachliche Begegnungen und stärken so den Zusammenhalt der Studierendenschaft. Im Unterschied zu anderen Settings – Lehrveranstaltungen, Bibliotheken oder Mensen – sind Vereinigungen genuin studentisch geprägte Orte. Hier geben die Studierenden den Ton an und müssen sich nicht den Rahmungen von Lehrenden oder Mitarbeitenden unterordnen. Wer also studentische Kultur als Teil der Hochschulkultur verstehen will, kommt am Vereinsleben nicht vorbei.

Umgekehrt schärft die Hochschulethnografie den Blick für die vielfältigen Verflechtungen zwischen Studierenden, Vereinigungen und anderen Hochschuleinrichtungen. Studierendeninitiativen existieren nicht von sich heraus, sondern sind institutionell in die Infrastruktur der Hochschule eingebettet. Engagierte Studierende treffen sich nicht nur in den Räumlichkeiten der Universität, sondern sitzen auch mit anderen Statusgruppen in den Hochschulgremien oder arbeiten mit Einrichtungen wie dem Career Service, dem Internationalen Büro oder dem Gleichstellungsreferat zusammen. Durch ihr Engagement schaffen Studierende Verbindungen zwischen diesen Settings und tragen so dazu bei, Hochschule als vernetzte Struktur zu stabilisieren und mit Sinn zu füllen.

Freiwilliges Engagement ist für viele Studierende ein bedeutsamer Teil ihrer Studienerfahrung und lässt die Hochschule in neuem Lichte erscheinen. Durch ihr Engagement erinnern die Studierenden die Hochschulforschung daran, dass die Hochschule mehr als ein Forschungslabor oder eine Lehranstalt ist. Aus der Sicht der Engagierten ist sie zuallererst ein sozialer und kreativer Raum, ein Ort der Ermöglichung und des Erwachsenwerdens, mitunter ein Impulsgeber für neue Ideen oder eine Kulisse für berufliche Imaginationen, für manche ist sie ein Ort des Protests oder gemeinsamen Gebets, für andere ein *safe space* oder ein Sprungbrett für die eigene Karriere und für

(hoffentlich) alle der Ausgangspunkt lebenslanger Freundschaften oder romantischer Beziehungen.

Und doch ist das studentische Vereinsleben im deutschsprachigen Raum weitgehend unerforscht. Dass Ethnograf:innen auch hierzulande viel zu entdecken haben und nicht erst auf das *campus*, *dorm* oder *Greek life* der amerikanischen Colleges schielen müssen, habe ich in diesem Beitrag zu zeigen versucht. Was sich in den Clubs und Societies, Fraternities und Sororities abspielt, findet sich – kulturell anders, aber funktional ähnlich – auch in den Hochschulgruppen, Initiativen, Vereinigungen und Verbindungen diesseits des Atlantiks wieder. Die Ethnografie muss nur nah genug herankommen und, unter Einsatz aller Sinne, bis zum Innersten vorstoßen: zum Schwertgeklirr im Corpshaus der *Silingia*, zum Farbenspiel im Kelleratelier der Kunstfachschaft oder zum Duft selbstgebackener Kokosmakronen in der Plätzchenbäckerei einer veganen Hochschulgruppe.

Literatur

- Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (1997): »Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm«, in: Stefan Hirschauer/Klaus Amann (Hg.), *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-52.
- Appadurai, Arjun (2004): »The Capacity to Aspire: Culture and the Terms of Recognition«, in: Vijayendra Rao/Michael Walton (Hg.), *Culture and Public Action*, Stanford: Stanford University Press, S. 59-84.
- Armstrong, Elizabeth A./Hamilton, Laura T. (2013): *Paying for the Party. How College Maintains Inequality*, Cambridge/Mass.: Harvard University Press.
- Backerra, Charlotte/Nientiedt, Ruth (2021): »Studentische Hochschulgruppen an der JGU. Die vierte Dimension der Universität«, in: Georg Krausch (Hg.), *75 Jahre Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Universität in der demokratischen Gesellschaft*, Regensburg: Schnell & Steiner, S. 425-437.
- Beste, Jennifer (2018): *College Hookup Culture and Christian Ethics. The Lives and Longings of Emerging Adults*, New York: Oxford University Press.
- Binder, Amy J./Kidder, Jeffrey L. (2022): *The Channels of Student Activism. How the Left and Right Are Winning (and Losing) in Campus Politics Today*, Chicago: University of Chicago Press.
- Binder, Amy J./Wood, Kate (2013): *Becoming Right. How Campuses Shape Young Conservatives*, Princeton: Princeton University Press.

- Bourdieu, Pierre (2004): »Teilnehmende Objektivierung«, in: Elke Ohnacker/Franz Schultheis (Hg.), *Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 172-186.
- Fischer, Lars (2006): *Studium – und darüber hinaus? Gesellschaftliches Engagement deutscher Studierender* (HISBUS-Kurzinformation 15), Hannover: HIS.
- Friebertshäuser, Barbara (1992): *Übergangsphase Studienbeginn. Eine Feldstudie über Riten der Initiation in eine studentische Fachkultur*, Weinheim: Juventa.
- Girtler, Roland (2009): »Alte studentische Initiationsrituale und ihr Wiedererleben. Die Deposition und die Mensur«, in: Hartmut Heller (Hg.), *Wiederholungen. Von Wellengängen und Reprisen in der Kulturentwicklung*, Wien: Lit, S. 258-267.
- Gothe, Kerstin/Pfadenhauer, Michaela (2010): *My Campus – Räume für die »Wissensgesellschaft«? Raumnutzungsmuster von Studierenden*, Wiesbaden: VS.
- Hahn, Hans Peter (2014): *Materielle Kultur. Eine Einführung* (2. Aufl.), Berlin: Reimer.
- Hirsch, Jennifer S./Khan, Shamus (2020): *Sexual Citizens. A Landmark Study of Sex, Power, and Assault on Campus*, New York: W.W. Norton.
- Huth, Susanne (2018): *Teilhabe durch Engagement. Studie zum zivilgesellschaftlichen Engagement von Schüler_innen und Studierenden unter besonderer Berücksichtigung des Engagementkontextes Hochschule*, Essen: Stiftung Mercator.
- Kaufman, Peter/Feldman, Kenneth A. (2004): »Forming Identities in College: A Sociological Approach«, in: *Research in Higher Education* 45 (5), S. 463-496.
- Kausmann, Corinna/Simonson, Julia/Hameister, Nicole (2017): *Freiwilliges Engagement junger Menschen. Sonderauswertungen des Vierten Deutschen Freiwilligen surveys*, Berlin: BMFSFJ.
- Lee, Elizabeth M. (2016): *Class and Campus Life. Managing and Experiencing Inequality at an Elite College*, Ithaca: Cornell University Press.
- Loring, Jacob (2019): »Organisationsformen studentischen Engagements in und außerhalb der Hochschule«, in: Christina Möller/Heike Rundnagel (Hg.), *Freiwilliges Engagement von Studierenden. Analysen, Konzepte, Perspektiven*, Wiesbaden: Springer VS, S. 33-50.
- Mohr, John W./Bail, Christopher A./Frye, Margaret/Lena, Jennifer C./Lizardo, Omar/McDonnell, Terence E./Mische, Ann/Tavory, Iddo/Wherry, Frederick F. (2020): *Measuring Culture*, New York: Columbia University Press.
- Möller, Christina/Rundnagel, Heike (Hg.) (2019): *Freiwilliges Engagement von Studierenden. Analysen, Konzepte, Perspektiven*, Wiesbaden: Springer VS.

- Multrus, Frank/Majer, Sandra/Bargel, Tino/Schmidt, Monika (2017): *Studiensituation und studentische Orientierungen*. 13. *Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen*, Berlin: BMBF.
- Nathan, Rebekah (2005): *My Freshman Year. What a Professor Learned by Becoming a Student*, Ithaca: Cornell University Press.
- Orta, Andrew (2019): *Making Global MBAs. The Culture of Business and the Business of Culture*, Oakland: University of California Press.
- Pfaff-Czarnecka, Joanna (Hg.) (2017): *Das soziale Leben der Universität. Studentischer Alltag zwischen Selbstfindung und Fremdbestimmung*, Bielefeld: transcript.
- Richter, Sophia/Friebertshäuser, Barbara (Hg.) (2019): *Studieren – Forschen – Praxis. Erziehungswissenschaftliche Erkundungen im Feld universitären Lebens*, Frankfurt a.M.: Goethe-Universität.
- Rivera, Lauren A. (2015): *Pedigree. How Elite Students Get Elite Jobs*, Princeton: Princeton University Press.
- Salland, Christina (2016): *Engagierte Stadt. Bürgerschaftliches Engagement von Studierenden*, Marburg: Freiwilligenagentur Marburg-Biedenkopf.
- Scharlau, Ingrid/Huber, Ludwig (2019): »Welche Rolle spielen Fachkulturen heute? Bericht von einer Erkundungsstudie«, in: *Die Hochschullehre* 5 (15), S. 315-354.
- Schenke, Julian (2020): *Student und Demokratie. Das politische Potenzial deutscher Studierender in Geschichte und Gegenwart*, Bielefeld: transcript.
- Silver, Blake R. (2020): *The Cost of Inclusion. How Student Conformity Leads to Inequality on College Campuses*, Chicago: University of Chicago Press.
- Stevens, Mitchell L./Armstrong, Elizabeth A./Arum, Richard (2008): »Sieve, Incubator, Temple, Hub: Empirical and Theoretical Advances in the Sociology of Higher Education«, in: *Annual Review of Sociology* 34, S. 127-151.
- Stuber, Jenny M. (2011): *Inside the College Gates. How Class and Culture Matter in Higher Education*, Lanham: Lexington.
- Tabak, Alan J. (2004): »Hundreds Register for New Facebook Website«, in: *Harvard Crimson*, vom 09.02.2004. URL: <https://www.thecrimson.com/article/2004/2/9/hundreds-register-for-new-facebook-website>
- Vander Ven, Thomas (2011): *Getting Wasted. Why College Students Drink Too Much and Party So Hard*, New York: New York University Press.
- Waller, Willard (1937): »The Rating and Dating Complex«, in: *American Sociological Review* 2 (5), S. 727-734.
- Walton, Kendall L. (1990): *Mimesis as Make-Believe. On the Foundations of the Representational Arts*, Cambridge/Mass.: Harvard University Press.